

Hans Hopf

»... eine wilde Bestie, der die Schonung  
der eigenen Art fremd ist«

Die historische Entwicklung des Aggressionsbegriffes  
in der Psychoanalyse und die verschiedenen  
Gesichter der Aggression in den kindlichen  
Entwicklungsphasen\*

### Übersicht

*Im folgenden Beitrag werden die Entwicklung des Aggressionsbegriffs in der Psychoanalyse und die verschiedenen Ausprägungen von Aggression in den kindlichen Entwicklungsphasen diskutiert. Bislang gibt es keine einheitliche Theorie der Aggression, auch nicht innerhalb der Psychoanalyse. Freuds Konzept vom Todestrieb und dem sich daraus ableitenden Aggressionstrieb wurde innerhalb der Psychoanalyse von Anfang an zwiespältig aufgenommen. Für das psychoanalytische Konzept von Melanie Klein ist die Todestriebtheorie jedoch bis heute von zentraler Bedeutung geblieben. Eine große Gruppe von Psychoanalytikern lehnt allerdings die Existenz eines Todestriebes, ja überhaupt die Vorstellung von der Aggression als einem angeborenen Trieb ab. Auch einige Säuglingsforscher, insbesondere Parens und Lichtenberg, gehen davon aus, daß destruktive Aggressivität nicht primär die Folge von angeborenen Dispositionen ist, sondern das Ergebnis von traumatisierenden Ereignissen. Einige Theorien zur Aggression (Freud, Klein, Hartmann, Fromm, Kohut, Winnicott, Parens) werden dargestellt.*

*In einer Fallsequenz wird verdeutlicht, wie der Versuch der Reparation des seelischen Gleichgewichts zum Ausdruck schwerer destruktiver Aggression werden kann, und es wird auf technische Aspekte im Umgang mit aggressiv-destruktiven Patienten eingegangen. In einem Schlußteil wird die Bedeutung der Geschlechtsunterschiede für die Entstehung von aggressiven und destruktiven Neigungen diskutiert.*

\* Ich widme diesen Beitrag meinen Kolleginnen und Kollegen am Psychoanalytischen Lehr- und Forschungsinstitut »Stuttgarter Gruppe« mit Dank für die freundschaftliche und kollegiale Zusammenarbeit und die gegenseitige Toleranz.



## Einleitung

»Die Probleme, denen man beim Studium der Aggression gegenübersteht, sind kaleidoskopisch, und wir können von den Diskussionen dieser Woche kaum mehr als einige kleine Schritte in Richtung ihrer Lösung erwarten.« Das ist keineswegs meine Meinung, sondern dies sagte Leo Rangell auf dem 27. Psychoanalytischen Kongress in Wien 1971, dessen Hauptthema ebenfalls Aggression war (zit. n. Limentani, 1990, S.11). Rangells skeptische Befürchtungen bewegten mich jedoch sehr in den vergangenen Wochen und Monaten, als ich diesen Vortrag vorbereitete. Ich mußte nach der Lektüre der umfangreichen Bibliothek zum Thema (wieder einmal) feststellen: Es gibt bis heute keine unumstrittene und vor allem keine einheitliche, stringente Theorie der Aggression, nicht einmal innerhalb der Psychoanalyse. Und es gibt auch keine der Libidotheorie oder den Theorien der Objektbeziehungen vergleichbare Entwicklungstheorie der Aggression (vgl. auch Lehmkuhl, 1994). Zwar sprechen wir von oraler, analer und phallischer Aggression, doch geht es dabei eher um Beimischungen von aggressiven Elementen, immer aus Sicht der Libidoentwicklung (A. Freud, 1972, S.2776). Darum werde ich die Manifestationen von Aggression in den jeweiligen kindlichen Entwicklungsphasen auch nur punktuell beschreiben können, etwas ausführlicher die Arbeit von Parens und im Bereich der Geschlechtsunterschiede.

Andererseits: Einen Überblick erstellen über die psychoanalytischen Theorien zur Aggression – wurde das nicht schon sehr oft getan, zuletzt hervorragend und klar in »Allgegenwart von Gewalt« von Udo Rauchfleisch? Es gibt inzwischen so viel Literatur zu diesem Thema. Was soll ich auswählen, um einigermaßen umfassend zu sein und Sie trotzdem nicht mit Bekanntem zu langweilen?

Notwendigerweise muß ich mich beschränken. Meine Auswahl der Theorien zur Aggression ist darum sicherlich subjektiv und unvollständig. Aber ich bekenne mich dazu. In einem 2. Teil meines Vortrags möchte ich über einige empirische Untersuchungen und – wie bereits erwähnt – über die Bedeutung der Geschlechtsunterschiede sprechen. In einer Schlußbemerkung will ich über einige Konsequenzen für unseren Berufsstand reflektieren.

## Die Entwicklung der Freudschen Auffassung von der Aggression

Freuds Konzept von der Aggression ist im Zusammenhang mit der Libidotheorie entwickelt worden und läßt sich darum kaum isoliert betrachten. Vor der Jahrhundertwende ging Freud davon aus, daß Sexualität bei normalen gesunden jungen Männern ein ungemischter Aggressionstrieb sei und daß die Zunahme sexueller Erregung wie bei männlichen Tieren auch zu einer Zunahme des Aggressionstriebes führe (Nagera, 1974, S.53).

In den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905d) vertrat Freud ebenfalls die Ansicht, daß männliche Sexualität immer ein Element von Aggressivität enthalte, um den Widerstand der Sexualobjekte zu überwinden. Wenn diese aggressive Komponente des Sexualtriebes an die Hauptstelle verschoben wird und sich verselbständigt, so entsteht eine Perversion, der Sadismus. Freud faßte damals Aggression als eine libidinöse Strebung auf und war während vieler Jahre nicht bereit, die Existenz eines unabhängigen Aggressionstriebes anzunehmen. Es ist zu vermuten, daß hierzu auch die Tatsache beitrug, daß Alfred Adler dem Aggressionstrieb in seiner Neurosentheorie einen entscheidenden Platz eingeräumt hatte. Erich Fromm (1974) meint zudem, daß Freud von den schädlichen Folgen der Verdrängung der Sexualität so beeindruckt war, daß er dem Problem der Aggression keine besondere Bedeutung zuschrieb, bis es aufgrund des Ersten Weltkriegs nicht mehr zu übersehen war. Immerhin sprach Freud inzwischen neben dem sexuellen Trieb auch dem selbsterhaltenden die Fähigkeit zu, aggressiv zu werden: Die Sexualtriebe dienten seiner Meinung nach der Arterhaltung, die Ich- oder Selbsterhaltungstrieb der Erhaltung des Individuums.

In *Trieb- und Triebchicksale* trennte sich Freud von der Vorstellung, Aggression sei eine libidinöse Strebung, und diskutierte erstmals den Gegensatz von Liebe und Haß (1915c). 1920 vollzog er schließlich den nächsten entscheidenden Schritt. Freud ordnete die Sexual- und Selbsterhaltungstrieb dem Eros, also dem Lebenstrieb unter. Aggression wurde von jetzt an nicht mehr als Abkömmling der Selbsterhaltungstrieb gesehen, sondern eines Todestriebes, dessen Ziel es ist, aufzulösen und die Dinge zu zerstören. Dieser Todestrieb ist nach Freud nicht sichtbar und wirkt innerpsychisch lautlos. Seine selbstzerstörerische Tendenz kann nur bedingt neutralisiert werden, so zitiert Freud: »Die gefährlichen Todestrieb werden im Individuum auf verschiedene Weise behandelt, teils durch Mischung mit erotischen Komponenten unschädlich gemacht, teils als Aggressionen nach außen gelenkt, zum großen Teil setzen sie gewiß ungehindert ihre innere Arbeit fort.« (1923b, S. 320) Der Todestrieb wird also erst erkennbar, wenn er als Destruktivität nach außen gerichtet wird. Freud hatte somit einen selbständigen Aggressions- oder Destruktionstrieb eingeführt, den er aus dem Todestrieb ableitete.

Warum rückte Freud von seinen früheren Positionen ab? Limentani (1990) meint, daß der zwingendste Grund wohl war, daß Freud die Bedeutung des Wiederholungszwanges entdeckt hatte. Freud definierte ihn als eine angeborene Tendenz, welche zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes, des Anorganischen oder des Todes zwingt – Tod und Zerfall seien gleichsam in den Zellen angelegt.

In *Das Unbehagen in der Kultur* (1930a) schrieb Freud unter anderem über die Rolle der Destruktion für die Gruppenbildung und Kulturentwicklung, und es kam zu einem gewissen Abschluß der Diskussion um den Aggressionstrieb, den er jetzt als eine Grundveranlagung des menschlichen Tiers sah.



Es ist vermutlich Freuds düsterstes Buch und spiegelt sicherlich auch seine damalige trostlose Stimmung, zu der nach Gay der körperliche Verfall, die Herzprobleme und auch die Enttäuschung beitrugen, beim Nobelpreis übergangen worden zu sein.

Freud meint, daß die Kultur zwar eine Reihe von Methoden aufbieten würde, um der Aggressivität Schranken zu setzen, Identifizierungen, zielgehemmte Liebesbeziehungen, Einschränkungen des Sexuallebens und Reaktionsbildung. Doch das Bild vom Menschen, das er entwirft, macht seinen von Skepsis und Pessimismus getragenen damaligen Standpunkt deutlich. Freud malt den Rückfall des Menschen in sadistische Destruktivität in allen Einzelheiten aus: Er vergewaltigt und beraubt seinen Nächsten, demütigt, quält und tötet ihn. Allerdings übersah Freud dabei, daß Tiere in der Regel gerade nicht sadistisch sind. Sadismus ist nicht bestialisch, sondern menschlich. Sein Zitat schließt mit den folgenden Worten:

»Homo homini lupus (zu deutsch: »Der Mensch ist des Menschen Wolf«, d. V.); wer hat nach allen Erfahrungen des Lebens und der Geschichte den Mut, diesen Satz zu bestreiten? Diese grausame Aggression wartet in der Regel eine Provokation ab oder stellt sich in den Dienst einer anderen Absicht, deren Ziel auch mit milderem Mitteln zu erreichen wäre. Unter ihr günstigen Umständen, wenn die seelischen Gegenkräfte, die sie sonst hemmen, weggefallen sind, äußert sie sich auch spontan, enthüllt den Menschen als wilde Bestie, der die Schonung der eigenen Art fremd ist.« (S. 240)

Freuds Konzept vom Todestrieb und dem sich daraus ableitenden Aggressionstrieb wurde innerhalb der Psychoanalyse von Anfang an zwiespältig aufgenommen, heftig diskutiert und zum Teil entschieden abgelehnt. Auf die Kritik werde ich später noch zu sprechen kommen.

### *Das Konzept des Todestriebes bei Melanie Klein*

Für das psychoanalytische Konzept von Melanie Klein wurde die Todestriebtheorie von zentraler Bedeutung. Nach ihrer Auffassung sind Lebens- und Todestribe von Geburt an im Menschen wirksam. Allerdings ist der Todestrieb bei ihr keineswegs »stumm« und »unauffällig«, sondern macht sich mit sadistischen Phantasien bemerkbar: Die Eltern werden in der Phantasie zerbissen, zerrissen, zerschnitten, zerstampft. Es entsteht das Bild eines kleinen, etwa sechs bis neun Monate alten Kindes, das mit Zähnen, Nägeln, Exkrementen und seinem ganzen, in der Phantasie zu gefährlichen Waffen verwandelten Körper, die Zerstörung der Mutter anstrebt (Klein (1932; 1987, S.165). Die destruktiven Triebregungen lösen nach Klein schon in den ersten Lebensmonaten Angst aus. Durch Projektion wird der Trieb nach außen abgelenkt und in das Objekt, also in die Brust, verbannt. Jetzt entsteht Angst, von dem äußeren und dem verinnerlichten Objekt angegriffen zu werden.

Die Angst des Kindes vor den Objekten ist seinen sadistischen Impulsen proportional. Ein circulus vitiosus beginnt, Angriffe auf die Objekte werden abgelöst von Angst vor Vergeltung usw. Dominiert der Todestrieb, entstehen aus der Mischung der Triebe Neid, Masochismus oder andere Zustände von pathologischer Aggression. Mit dem Erreichen der depressiven Position gelingt es dem Kind, Schmerz und Trauer zu empfinden, und es wird fähig, die aggressiv-destruktiven Impulse als aus seinem Innern stammend zu erkennen und Verantwortung dafür zu übernehmen.

Kleins Theorie vom Todestrieb folgt der Freudschen Auffassung von der Ablenkung des Todestriebes nach außen. Gelingt dies von Geburt an nicht hinreichend, kommt es zur Selbstdestruktivität. Schizoiden Zuständen liegt ein ursprüngliches Scheitern dieser Ablenkung zugrunde, es kommt zur Furcht vor einer vernichtenden Kraft im Innern sowie vor der fragmentierenden Auflösung des eigenen Ichs und der eigenen Identität. Melanie Klein beschrieb den Prototyp einer aggressiven Objektbeziehung, in der diese Ichfragmente unter Umständen ausgestoßen und in äußere Objekte hineinverlegt werden. Diesen Mechanismus nannte sie bekanntlich projektive Identifizierung. Melanie Klein hat mit ihren Theorien ganz entscheidend zur Fortentwicklung der Psychoanalyse und zum Verständnis von Borderline-Störungen und Psychosen beigetragen (Hinshelwood, 1993, S. 93ff.).

Ich möchte an dieser Stelle zumindest ansatzweise auf meine eigenen Gegenübertragungsphantasien bei den jeweiligen Theorieansätzen eingehen. Ich schätze die Theorien von Melanie Klein und bin von ihren und Bions Konzepten überzeugt. Und trotzdem ertrage ich das von ihr entworfene Bild vom sadistischen und verfolgenden Kind nur schwer. Warum ist das Bild vom Kind bei Winnicott so ganz anders, obwohl er teilweise zu ähnlichen Ergebnissen kam?

Ohne die großen Leistungen von Freud und Klein im geringsten schmälern zu wollen: Als Psychoanalytiker müssen wir auch an Wechselwirkungen zwischen Theoriebildung und Biographie denken. Freuds spätes psychoanalytisches System mit seiner Betonung von Aggression und Tod ist vielleicht auch als Reaktion auf den Kummer dieser Jahre zu verstehen. Jahrelang mußte er um seine Angehörigen bangen, die in den Krieg gezogen waren, und er verlor schließlich noch eine Tochter. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, daß der Ausdruck »Todestrieb« zum ersten Mal eine Woche nach Sofie Halberstadts Tod in seiner Korrespondenz auftauchte. Erich Fromm (1974) sieht zudem einen wichtigen Grund in Freuds lebenslangen Todesängsten und seiner geradezu zwanghaften Beschäftigung mit dem Tod.

Wer Phyllis Großkurths (1993) Buch über das Leben und Werk von Melanie Klein gelesen hat, kann ebenfalls nicht umhin, Wechselwirkungen zwischen ihrer Biographie und ihren Theoriebildungen zu vermuten. Ein Ehemann, der sich früh von ihr trennt und sie mit drei Kindern zurückläßt. Der Mann, den sie liebt, verschwindet aus ihrem Leben. Ein Sohn verunglückt, wobei ange-



nommen wird, daß er sich selbst getötet hat. Eine Tochter, Melitta Schmeiderberg, die als rächende Furie auftritt und die Mutter jahrelang verfolgt, bloßstellt und ständig diskriminiert. Können unter solchen Lebensumständen die menschlichen Objekte – verständlicherweise – nicht leicht als feindselig erlebt werden?

Und geht es uns nicht allen so, daß wir Theorien – nicht nur von der Aggression – nur so akzeptieren und in unser Behandlungskonzept integrieren können, wie es unsere Biographie möglich macht?

### *Die Bedeutung der Ich-Psychologie*

Hartmann (1955, S. 222) distanzierte sich vorsichtig vom Freudschen Todestrieb und meinte, daß Selbsterstörung nicht die einzige Alternative zur nach außen gewendeten Aggression sei, und führte den Begriff der Neutralisierung ein. Neutralisierung wird von ihm gleichbedeutend mit Sublimierung verwendet. Als solche bezeichnete er den Wechsel libidinöser wie aggressiver Energie vom triebhaften zu einem nicht triebhaften Modus. Auf diese Weise werden die Energien des Destruktionstriebes dem Ich verfügbar gemacht, das Ich kann sie kontrollieren, nutzen und die Abfuhr aufschieben. Die Modifikation der Aggression kann dann in Gang kommen, wenn sich das Ich als Instanz zu strukturieren beginnt, nach übereinstimmender Auffassung verschiedener Autoren etwa um den 6. Lebensmonat.

Nach Jacobson (1973, S.63) setzt die Legierung und Neutralisierung der aggressiven Triebe erst richtig ein, wenn die infantile Sexualität ihren Höhepunkt erreicht. Die Triebneutralisierung wird ihrer Meinung nach noch durch die Über-Ich-Bildung verstärkt, ehe das Kind in die Latenz eintritt.

Nicht weiter ausführen muß ich wahrscheinlich in diesem Kreis, daß aufgrund der kindlichen Entwicklung und der Sozialisation weitere Reifungsvorgänge die aggressiv-destruktiven Impulse entschärfen: Das Selbstwertgefühl wird stabiler, die Ich-Funktionen werden reifer, differenzierter und das Über-Ich wird flexibler und durch ein Ich-Ideal gemildert.

### *Kritik an der Theorie vom angeborenen Destruktions- und Todestrieb*

Waelder (1963, zit. n. Thomä und Kächele, 1985) meinte, daß die ehemalige Popularität von Eros und Thanatos als angeborene Triebe daher rührte, weil die Begriffe erotisch oder destruktiv leicht und ohne differenzierende analytische Arbeit angewandt werden können. Dies mag sein.

Ich denke, daß das Todestriebkonzept gerade wenig Hilfen für die analytische Arbeit bietet. Es ist für uns inzwischen selbstverständlich geworden,

Destruktivität als Ergebnis von frühkindlichen Traumatisierungen zu sehen, die reaktiv auftritt. Ich werde hierauf noch eingehen und will dies später am Beispiel einer Fallsequenz erläutern. Auch die Existenz des Wiederholungszwangs heißt nicht, daß es einen Todestrieb geben muß. Es ist eher ein Versuch, eine traumatische Erfahrung in der Beziehung neu zu inszenieren, um die schmerzlichen Affekte loszuwerden und den Konflikt zu bewältigen.

Erich Fromm meint, daß Freuds Theorie vom Todestrieb schwere Mängel aufweise. Sie gründe sich lediglich auf abstrakte Spekulation, und es gäbe keinerlei empirische Beweise dafür. Denn wäre der Todestrieb wirklich eine biologische Kraft, die in allen lebendigen Organismen wirke, dann müßte man beispielsweise mehr Krankheiten oder einen häufigeren frühen Tod bei jenen Tieren finden, die nach außen hin weniger aggressiv sind. Fromm ist der Meinung, daß Aggression und Destruktivität keine biologischen Gegebenheiten und keine spontan strömenden Impulse sind. Er unterscheidet darum sinnvollerweise eine biologisch angepaßte, dem Leben dienende gutartige Aggression und eine spezifisch menschliche, böartige Aggression, die er Destruktivität nennt. Sie ist seiner Meinung nach gerade nicht aus dem tierischen Instinkt entstanden, sie diene auch nicht dem physiologischen Überleben des Menschen, spiele aber im psychischen Haushalt des Menschen eine immense Rolle. Fromm meint, daß die Destruktivität in zwei verschiedenen Formen vorkomme. Im ersten Fall werden schlummernde destruktive Impulse durch außergewöhnliche Umstände aktiviert, im zweiten Fall sind destruktive Charakterzüge dauernd vorhanden, auch wenn sie nicht immer zum Ausdruck kommen. Fromm hat einmal sehr zugespitzt gesagt: »Die Zerstörung ist die Kreativität des Hoffnungslosen und Verkrüppelten, sie ist die Rache, die das ungelebte Leben an sich selbst nimmt.« (1975, S.122)

Fromms Annahme, daß die Böartigkeit der Aggression daher rührt, daß sie eben kein Trieb ist, wird inzwischen von vielen Autoren geteilt: Der böartigen menschlichen Destruktivität mangelt es gerade an dem, womit üblicherweise ein Trieb gekennzeichnet wird: Menschliche Aggressivität hat kein eigenes Energiereservoir und kein festgelegtes Objekt (vgl. A. Freud, 1972, S. 2776 ff.; Thomä und Kächele, 1985, S.129).

### *Überlegungen zur Aggression bei D. W. Winnicott*

Ehe ich zu jenen Autoren komme, die inzwischen davon ausgehen, daß Aggression kein angeborener Trieb ist, möchte ich wenigstens noch kurz einige Überlegungen Winnicotts zur Aggression referieren. Er kommt den Kleinschen Aspekten in modifizierter und moderater Weise nahe, auch wenn er die Existenz eines Todestriebes von Beginn des Lebens an ablehnt.

Aggression kommt seiner Meinung nach von Beginn an vor, ist ein Teil des primitiven Liebesausdruckes und gleicht der primären Motilität, Spontaneität



und Impulsivität. Sie ist für ihn keine Reaktion auf Frustration, sondern primär, obwohl man auch schon ganz früh reaktive Aggression entdecken könne, da es keine vollständige Es-Befriedigung gebe. Liebe und Zerstörung existieren gleichzeitig, aber der Säugling kann noch nicht erkennen, daß er in seiner Erregung zerstört, was er sonst schätzt: Zitat Winnicott: »Es gehört sehr zum Leben eines Kindes, daß es verletzt, und die Frage ist: Wie wird es Ihrem Kind gelingen, seine aggressiven Kräfte zu bändigen und zum Leben, Lieben, Spielen und – schließlich – Arbeiten einzusetzen?« (1964, S. 129)

Eine bedeutende Rolle spielt für Winnicott die Destruktivität beim Erwerb der Fähigkeit zur Objektverwendung, die sich wie folgt bildet: Zunächst steht das Subjekt in Beziehung zum Objekt. Das Subjekt siedelt das Objekt außerhalb des Bereiches seiner omnipotenten Kontrolle an. Das Subjekt zerstört das Objekt und das Objekt überlebt diese Zerstörung. Das Subjekt kann das Objekt, das überlebt hat, jetzt verwenden. Winnicott schreibt: »Weil das Objekt überlebt, kann das Subjekt ein Leben in der Objektwelt beginnen, aber es hat dafür einen Preis zu zahlen, der darin besteht, in bezug auf Objektbeziehungen der fortwährenden Zerstörung in seiner unbewußten Phantasie nicht ausweichen zu können.« (1973, S. 105)

Winnicott ist der Meinung, daß es in diesem Bereich in der psychoanalytischen Praxis positive und tiefgreifende Veränderungen geben kann. Sie beruhen darauf, daß der Analytiker den Angriff des Patienten überlebt, so daß sich beim Patienten die Vorstellung entwickeln kann, daß Angriffe nicht unabbdingbar zur Vergeltung führen müssen. Diese Angriffe sind fast immer für den Analytiker schwer zu ertragen. Vorschnelle Deutungen könnten jedoch als Reaktion des Analytikers auf den Angriff und als Selbstverteidigung erlebt werden. Winnicott empfiehlt darum, zu warten bis die kritische Phase vorüber ist und dann mit dem Patienten zu besprechen, was geschehen ist. Denn das Wesentliche ist das Überleben des Analytikers und der psychoanalytischen Situation.

Damit der Haß analysierbar wird, müssen wir ihn fühlen. Wir müssen ihn annehmen und wir müssen unsere Gegenübertragungsreaktionen analysieren.

Ist Aggression primär ein Trieb oder reaktiv?

In den siebziger und achtziger Jahren kam es zur entscheidenden Revision der psychoanalytischen Theorie von der Aggression: Es begann, sich die Überzeugung durchzusetzen, daß die Befriedigung aggressiv-destruktiver Impulse der Wiederherstellung eines beschädigten Selbstwertgefühles dienen würde (vgl. Parens, S. 109; Thoma und Kächele, S. 130).

Kohuts Arbeit über die narzißtische Wut (1973) hat hier sicherlich einen entscheidenden Meilenstein gesetzt. Er erwähnt in ihr ein Beispiel aus der Literatur, nämlich das Schicksal des Captain Ahab in Melvilles *Moby Dick*. Es ist die Schilderung einer unersättlichen Rachsucht nach einer narzißtischen Kränkung: Der weiße Wal Moby Dick hat Ahab zum Krüppel gemacht und

dessen Leben dient fortan nur noch einem Zweck, nämlich den weißen Wal zu vernichten. Tatsächlich gelingt ihm das, doch er geht mit ihm unter – eine Szene, die in der Verfilmung von John Huston eindringlich dargestellt wird. Kohut unterscheidet zwischen konkurrierenden Aggressionen, die auf Objekte gerichtet sind, welche bei der Verfolgung eines Zieles behindern. Sie hören auf, sobald das Ziel erreicht ist. Anders ist es mit jenen Aggressionen, die auf Selbstobjekte gerichtet sind, die das Selbst beschädigt haben, also der narzißtischen Wut. Sie kann niemals befriedigt werden, auch nicht aufgrund erfolgreichen Handelns, weil die Verletzung bleibt und damit auch die Wut (1987, S. 200ff.).

Kohut ist der Meinung, daß jeder Mensch bis zu einem bestimmten Grad dazu neigt, auf narzißtische Kränkungen mit Beschämung und Ärger zu reagieren. Narzißtisch verwundete Individuen reagieren jedoch mit quälender Scham und heftiger narzißtischer Wut, weil sie zur Aufrechterhaltung ihres Selbst und ihrer Selbstachtung auf die bedingungslose Verfügbarkeit eines bewundernden oder idealisierten Selbst-Objektes angewiesen sind. Auf tatsächliche oder erwartete narzißtische Kränkungen reagieren sie entweder mit schamerfühltem Rückzug (Flucht) oder eben mit narzißtischer Wut (Kampf). Ursachen hierfür gibt es vielerlei: Es besteht der Wunsch, eine passive Erfahrung in eine aktive zu verwandeln, und es wirkt der Mechanismus »Identifikation mit dem Angreifer«. Es herrschen sadistische Spannungen vor, weil jene Individuen als Kinder erniedrigt und sadistisch behandelt wurden. In einer Situation, die Scham auslöst, wird das einfachste Mittel gewählt: Dem andern wird jene narzißtische Kränkung zugefügt, die man selbst am meisten zu erleiden fürchtet. Dies ist ein bei dissozialen Persönlichkeiten häufig zu erkennender Prozeß (vgl. auch Rauchfleisch, 1981; 1982).

Von besonderem Interesse sind natürlich die Ergebnisse jener Psychoanalytiker, die aus direkten Beobachtungen bei kleinen Kindern herrühren, wie von Spitz, Mahler und in neuerer Zeit von Parens und Lichtenberg. Interessant finde ich einen Hinweis von Margaret Mahler (1972), in dem sie Wutanfälle von Kindern während der Subphase der Wiederannäherung beschreibt und zu ähnlichen Erklärungen wie Kohut kommt. Die allzu plötzliche und schmerzliche Erkenntnis ihrer Hilflosigkeit führe dazu, daß ihr früheres Bewußtsein eigener oder geborgter Allmacht allzu abrupt entwertet würde und zu feindseliger Destruktivität gegenüber der Mutter führe.

Die bedeutendsten Langzeituntersuchungen zur Aggression stammen von Henri Parens und Mitarbeitern, die 15 Kinder von Geburt an 1-4 Stunden pro Woche 5 Jahre lang beobachteten. Sie kamen dabei zu Ergebnissen, die mit den Vorstellungen von einer angeborenen Selbstdestruktivität nicht kompatibel waren. Parens formulierte drei verschiedene Untertrends von Aggression.

#### *Nicht-destruktive Aggressivität*

Parens fand bei Kindern unter 6 Monaten einen starken inneren Drang, zu



erkunden und durch sensomotorische Betätigung ihr infantiles Selbst gegenüber der Umwelt zu behaupten. Dies ließ ihn an Freuds Triebtheorie zweifeln, wonach Aggression sich vom Todestrieb ableitet. Andere Kleinkindbeobachter kamen zu ähnlichen Schlüssen.

#### *Nicht-affektive Aggressivität*

Beobachtungen führten zur Hypothese, daß es eine Aggression gibt, die in sich destruktiv, aber nicht feindselig ist. Parens erwähnt hier die Zerstörung lebender Struktur im Dienste der Selbsterhaltung.

#### *Feindselige Destruktivität*

Parens faßt unter diesem Begriff sowohl Verhaltensweisen zusammen, die bei unlustbezogener wie bei lustbezogener Destruktivität (Sadismus) zu beobachten sind. Die Wutreaktion in der frühesten Kindheit ist die primitivste Form feindseliger Destruktivität und läßt sich bereits bei Neugeborenen beobachten. Dagegen besteht der Wunsch, einem anderen Objekt Schmerz zuzufügen oder es zu zerstören, nicht von Geburt an.

Hieraus formulierte Parens folgende Hypothesen: Der Ausdruck von Feindseligkeit ist ein angeborener Mechanismus. Feindselige Destruktivität entsteht jedoch nicht spontan. Damit sie aktiviert wird, muß exzessive Unlust vorhanden sein. Zur Abfuhr feindseliger Destruktivität muß es also nicht unbedingt kommen. Oft genügt es, die exzessive Unlust zu beseitigen.

In seinem Buch *Die Entwicklung der Aggression in der frühen Kindheit* hat Parens die Entstehung der Aggression im Kindesalter ausführlich beschrieben; es ist nach meinem Kenntnisstand noch nicht ins Deutsche übersetzt worden. Barbara Friedrich hat für das Themenheft »Säuglingsforschung und Aggression« (Beiträge zur analytischen Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie, Heft 76) Auszüge aus Parens Buch übersetzt. Ich möchte an dieser Stelle darauf verweisen.

Auch Lichtenberg (1990) kommt zu ähnlichen Ergebnissen wie Parens: Er meint aufgrund seiner Beobachtungen, daß der Säugling über zwei Reaktionssysteme verfügt: Der Selbstbehauptungstrieb reagiert seiner Meinung nach auf gewöhnliche Stimuli, während das andere System an dystone, also störende Stimuli gekoppelt ist, die feindselige Reaktionen abrufen. Sie schlummern, solange keine Frustration eintritt. Ist dies jedoch der Fall, reagiert der Säugling mit Wut oder Angriffsverhalten oder mit Rückzug.

Es besteht mittlerweile also gewisses Einvernehmen, was die Ziele der Aggression betrifft.

Es existieren zwei wesentliche Trends, die für uns als Kliniker von Bedeutung sind. Es gibt eine angeborene Tendenz nicht-destruktiver Aggression, die Durchsetzungsfähigkeit und Autonomie fördert. Sie ist biologisch angepaßt und durch die ursprüngliche Wortbedeutung definiert, sich annähern, angreifen, etwas unternehmen etc.

Womit wir Psychoanalytiker uns befassen, ist natürlich in erster Linie die feindselige Destruktivität. Parens geht – wie bereits erwähnt – davon aus, daß sie durch übermäßige Unlust hervorgerufen wird und dementsprechend erfahrungsabhängig ist. Sie ist also nicht primär die Folge von angeborenen Dispositionen.

Welche traumatisierenden Ereignisse übermäßige Unlust auslösen können, das wissen wir analytischen Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeuten. Die Analyse der feindseligen Übertragungen unserer Patientinnen und Patienten stellt uns allerdings vor große Probleme.

Thomä und Kächele betonen, daß die ungeheure Wirksamkeit, die ständige Sprungbereitschaft von Aggressivität und Destruktivität gerade nur vor dem Hintergrund ihrer reaktiven Natur verständlich wird. Und ein anderer interessanter Aspekt wird von ihnen hervorgehoben: Was der menschlichen Aggressivität erst ihre Bösartigkeit verleiht und sie so unerschöpflich macht, das ist ihre Bindung an bewußte und unbewußte Phantasiesysteme. Banal erscheinende Kränkungen gewinnen erst durch unbewußte Phantasien den Charakter einer schweren Bedrohung und setzen destruktive Prozesse in Gang (1985, S. 133).

Ich möchte im folgenden eine Stundensequenz vorstellen, um einerseits aufzuzeigen, wie der Versuch der Reparation innerer Verletzungen und des psychischen Gleichgewichtes zum Ausdruck schwerer destruktiver Aggression werden kann. Ich möchte über die Entstehung im Hier und Jetzt sprechen vor dem Hintergrund von frühen Traumatisierungen und unbewußten Phantasien. Ich gehe natürlich davon aus, daß Übertragungen immer auf mehreren Ebenen zugleich stattfinden. Wir können das folgende darum unter verschiedensten Aspekten verstehen, ich möchte überwiegend die Beziehung zum Vater in Betracht ziehen.

Achim ist zehn Jahre alt, wegen Trennungsängsten, unruhiger Getriebenheit und großen Schwierigkeiten beim Aufschub von Affekten und Bedürfnissen bei mir schon längere Zeit in Behandlung. Als Achim vier Jahre alt war, haben sich die Eltern getrennt. Der Vater lebt seither im Ausland zusammen mit einer Freundin, die Mutter allein mit ihren Kindern in einer kleinen Stadt. Zwischen den Eltern tobt ein entsetzlicher Krieg um den Verbleib der Kinder, um Unterhaltskosten und überhaupt ums Überleben.

Ich warte auf den Beginn der nächsten Stunde. Ich erinnere aus der vergangenen Stunde Eindrücke von Zuneigung und Harmonie und wundere mich, daß Achim nicht kommt. 10 Minuten sind vergangen, da läutet es. Ich möchte Achim empfangen, öffne die Tür, da drängt die Fahrerin, die Achim gebracht hat, überfallartig in mein Therapiezimmer. Ihr gehört das Haus, bei der die Familie wohnt, bei ihr ist Achim öfters mal, und ich kenne sie flüchtig und aus Achims Erzählungen. Sie beschießt mich mit einem aggressiven Schwall von Worten: Achim wäre weggelaufen, er hätte nicht zur Stunde



kommen wollen und eigentlich hätte er ja recht, hier wäre doch alles für die Katz. Und sie wolle alles dazu beitragen, künftig der Allgemeinheit Geld zu sparen, damit das Geld nicht für so unsinnige Dinge wie das hier ausgegeben werde. Und wenn es nach ihr ginge, und das sagt sie haßerfüllt und laut, dann würde sie den Jungen schlagen, bis das Blut spritzt. Wut und Entwertungen der Frau lähmen mich und machen mich regelrecht handlungsunfähig, und ich weiß gleichzeitig, daß ich einen großen Fehler begangen habe. Endlich gelingt es mir, mich zu fassen, ich schicke die Frau hinaus und gehe ins Wartezimmer, wo der Junge inzwischen Platz genommen hat.

Achim kommt mit mir ins Therapiezimmer, sein Gesicht ist verzerrt vor Wut. Er stürmt zum Schrank mit den Spielsachen, packt das Tiroler Roulette und wirft die Kugeln hinunter, so daß sie im Raum herumspritzen. Ich spüre, wie ich erschrecke und wie mich gleichzeitig die Wut packt, weil man die Kugeln doch so schlecht finden kann. Blitzartig öffnet der Junge auch schon den Farbkasten, fängt an, Farbtuben auszudrücken, Farbe sinnlos auf den Tisch zu verschmieren. Ich spüre, wie ich langsam die Fassung verliere und sage: »Achim, wir sollten darüber reden, was passiert ist. Du machst lauter Dinge, um mich wütend zu machen. So wütend wie Du bist.«

Sein Gesicht verzerrt sich weiter, und er schreit mich an: »Das ist mir scheißegal, was du sagst, du fette Sau!« Nur noch Kälte und Haß! Ich spüre neben der grenzenlosen Wut, wie mich Angst überfällt, Hilflosigkeit überkommt, wie ich nicht mehr weiß, was ich darauf antworten soll. Achim legt weiter los: »Du bist ein geldgieriges Schwein, du kassierst Geld, wenn ich bei dir bin.« Später habe ich erfahren, daß die Fahrerin auf dem Weg zu mir gesagt hat, ich mache das ja nur, weil ich mit ihm viel Geld verdienen würde. Ich weiß gleichzeitig, daß sich die Mutter mit dem Vater um Geld streitet und daß Achim längere Zeit kein Taschengeld von seinem Vater bekommen hat. Ich bin verzweifelt bemüht, meine Gegenübertragung zu kontrollieren, sie zu verstehen und für mich zu versprachlichen. Ich spüre die Angst, daß der Junge mich vernichten möchte. Ich möchte gleichzeitig den dünnen Faden, der uns noch verbindet, halten und sage zu ihm, aus jetziger Sicht reichlich hilflos: »Ich verstehe Deine Wut. Ich hätte nicht mit Frau B. sprechen sollen.« »Nichts verstehst Du von mir, garnichts«, brüllt Achim zurück, »und Du hast mich nie verstanden, geldgieriger Wichser!« Ich spüre, ich muß ihm unbedingt Grenzen setzen, wenn ich das, was mit uns geschieht, analysieren soll – aber ich weiß nicht wie.

Achim fängt blitzartig mit einem anderen Thema an: »Wie heißen denn die andern Kinder, die hierherkommen?« Er ist schrecklich penetrant und insistierend, er will die Namen wissen, will wissen, warum sie hierherkommen. Ich sage ihm: »Es macht dich heute sehr wütend, daß ich mich auch um andere Kinder kümmere.« Ich weiß aus einem Elterngespräch, daß die Freundin des Vaters, mit der er zusammenlebt, ein Kind bekommt. Und daß Achim deswegen nicht so lange in den Ferien beim Vater sein durfte, wie

schon zuvor, er wurde vorher von ihm heimgeschickt. Die Enttäuschung über den Vater wurde im Hier und Jetzt wiederbelebt wie verschiedene andere frühe Übertragungsebenen.

Achim öffnet voller Zorn seine Schublade und möchte seine Sachen mitnehmen: »Das war die letzte Stunde, wo ich bei dir war.« Noch einmal möchte er sich offensichtlich nicht früher wegschicken lassen, die passive Opferrolle verkehrt er jetzt ins Gegenteil. Ich spüre, daß ich froh bin, wenn diese Therapie eventuell aufhört. Gleichzeitig empfinde ich diesen Impuls als geradezu ungeheuerlich. Ich sage ihm, daß wir darüber ausführlich sprechen müßten, wann die letzte Stunde ist, das ginge nicht so einfach, und ich wollte, daß es weiterginge mit uns. Da entdeckt er einige getonte Gegenstände, die auf dem Fensterbrett liegen, die einige Kinder vorher gefertigt haben. Er geht hin und möchte sie zerschlagen. Ich stelle mich schützend davor. »Ich möchte alles von diesen widerlichen Kerlen kaputt machen, und ich komme nicht mehr zu dir.« Rennt großlos hinaus, läßt alle Türen offen wie früher schon: Um mich zu ärgern, doch auch um sich den Rückweg offen zu lassen. In diesem Moment fällt mir voller Schrecken ein, daß dies ja die letzte Stunde war vor der Woche Faschingsferien.

Ich weiß von seinen Ängsten vor Beziehungsabbrüchen vor dem Hintergrund seines traumatischen Trennungserlebens, ich kenne seine kontrollierende und eindringende Mutter. Achim hat jedoch auch eine schreckliche Wut auf seinen Vater, der ihn nur im Stich gelassen hat, sich kaum mehr um ihn kümmert und dessen Freundin jetzt ein Kind bekommt. Er kann sich nicht das kaufen, was er gern möchte, weil ihm das Geld fehlt und weil ihm die Mutter jeden Tag sagt, daß sie das Geld nicht haben, weil es der Vater nicht schicken würde. Ich war für ihn in den vergangenen Wochen zum idealen Vater geworden. Er hatte einige Stunden zuvor gesagt: »Ich brauche meinen Vater nicht mehr, ich habe jetzt dich als Vater.« Es kam in der Stunde zur perfekten Inszenierung: Ich hatte ihn anfänglich übersehen. Er sah mich in Gefahr, von der Mutter vernichtet zu werden. Er erfuhr, daß ich mich für viel Geld um Kinder kümmern würde. Er hatte unbändige Wut auf diese anderen Kinder, wollte sie zerstören und erlebte mich als jemanden, der sie und ihre Dinge beschützte. Der Zusammenbruch seiner Idealisierungen führte zur extremen narzißtischen Wut, zum Haß und zu Vernichtungsgedanken.

Ich habe Achim nach dieser Stunde in seine Ferien einen Brief geschrieben, in dem ich noch einmal ausführlich auf unsere Auseinandersetzungen einging und seine Ängste und Befürchtungen aufgegriffen habe. In der ersten Stunde nach den Ferien, die ich voller Spannung erwartete, klingelte er Sturm, wollte zunächst nicht mit mir sprechen und entschuldigte sich quasi damit, daß er einen schlechten Tag gehabt hätte, aber jetzt wieder gern zu mir käme.

Ich denke, daß Winnicotts Gedanken von entscheidender Bedeutung sind, daß der Analytiker den Haß als Übertragungsobjekt fühlen und ihn aushalten muß, damit er analysierbar wird. Diese Gefühle halten und aushalten heißt



allerdings nicht, in masochistischer Weise alle Angriffe zu ertragen und mit geschlossenen Augen hindurchzumarschieren. Winnicott ist durchaus der Meinung, daß der Analytiker seine eigenen Bedürfnisse hat und sie beachten soll. Doch der Analytiker soll überleben, und dies bedeutet, er soll sich nicht rächen. Ich habe bei mir selbst und bei meinen Kontrollanalysandinnen und -analysanden die Erfahrung gemacht, daß in vermeintlichen Deutungen die schlimmsten Racheimpulse in verkleideter Form enthalten sein können. Denn Deutungen bedeuten für den narzißtisch Gestörten immer Kränkungen, weil er ja gerade der Realität, dem Erleben von Ohnmacht und Schwäche ausweichen möchte. Wichtig ist jedoch, daß unsere Gegenübertragungen für uns selbst immer sprachliches Niveau bekommen.

Notwendig ist rechtzeitiges Grenzen-Setzen, auch um das Anwachsen von Schuld zu verhindern. Rechtzeitig heißt, daß ich meine Gegenübertragungsgefühle noch kontrollieren können muß. Mir leuchtet auch Rauffleischs (in: Heinemann, E. et al., 1992) Vorschlag – in manchen Fällen – ein, der Aggression mit einer auf die jeweilige Tragfähigkeit des Patienten abgestimmten leichten Gegenaggression zu begegnen (S. 173). Dies verhindert ein Anwachsen von latenten Aggressionen im Therapeuten und unkontrollierte Gegenübertragungsreaktionen. Ich bin aber auch davon überzeugt, daß eine angemessene Honorierung notwendig ist, um die Angriffe unserer Patienten gut auszuhalten.

Ich möchte noch über einen anderen Aspekt im Falle Achim sprechen, der von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Achim zeigte jenen »Vaterhunger«, der auf ein Fehlen von männlichen Identifizierungsobjekten hinwies. Um nicht von der Mutter verschlungen zu werden, entwickelte der Junge eine »hyperphallische Haltung« (Mertens, 1992, S.150). Die Sprache war extrem sexualisiert und aggressiv, sein Verhalten wurde von der Mutter als »machohaft« beschrieben. Seine Größenphantasien waren immens, sie ersetzen offensichtlich die reale Beziehung zu einer männlichen Bezugsperson.

Insofern ist Achim für jene Jungen in der Latenz typisch, die zu uns in Behandlung kommen: Meist unruhig, aggressiv und mit großen Problemen, sich zu beherrschen und anzupassen. In einer Untersuchung, die im vergangenen Jahr von unserem Institut aus durchgeführt wurde, hatten über 50% der Jungen bis 12 Jahre das Symptom Schulschwierigkeiten oder aggressive Tendenzen, jedoch keines der untersuchten Mädchen. Über die Bedeutung der Geschlechtsunterschiede bei der Entstehung von aggressiven und destruktiven Neigungen möchte ich im folgenden sprechen.

## Die Bedeutung der Geschlechtsunterschiede

Ich habe einmal eine Statistik angefertigt, mit jenen psychischen Erkrankungen, welche geschlechtsspezifisch sind. Wenn ich diese Tabelle bei einem Vortrag zeige, wird zumeist recht schnell das Geschlechtstypische zusammengefaßt: Jungen haben Probleme mit der Beherrschung von aggressiven Affekten und von Sexualität. Sie neigen zu sozial störenden, ausagierenden Verhaltensweisen mit vermehrten Aggressionen und Hyperaktivität und tragen so ihre Konflikte in die Außenwelt. Mädchen leiden stärker unter psychosomatischen und neurotischen Verarbeitungsformen von Konflikten mit Neigung zu vermehrter Depression und Ängsten.

### Psychogene Erkrankungen

(nach Häufigkeit auf die Geschlechter verteilt\*)

Jungen	Mädchen
Autistische Störungen (ca. 80%)	Angst vor Kontakten
Entwicklungsbedingte Lese- und Schreibstörungen, Sprach- und Sprechstörungen (ca. 65-80%)	Anorexia nervosa (ca. 95%)
Aufmerksamkeits- und Hyperaktivitätsstörungen (ca. 75-80%)	Bulimia nervosa (ca. 90%)
Störungen des Sozialverhaltens, aggressives Verhalten (ca. 80%)	Mutismus
Störungen der Geschlechtsidentität (80%)	Depression (ca. 65-75%)
Perversionen	Depressive Neurose
Tics (ca. 75%)	Agoraphobie (ca. 65%)
Enkopresis (ca. 70%)	Kleptomanie
Enuresis	Konversionshysterie
Fünfjährige (70%)	
Zehnjährige (60%)	
Stottern (ca. 75%)	
Soziale Phobie	
Pathologisches Spielen	

\* Bei fehlenden Prozentangaben ist die Häufigkeit bekannt, jedoch nicht das genaue Verhältnis. (Nach: DSM-III-R, Remschmidt et al.)

Die Geschlechtsunterschiede werden mit der Adoleszenz noch ausgeprägter. Diese Erkenntnis deckt sich mit den Forschungsergebnissen von Schepank (1987, S.131), der aufgrund seiner Untersuchungen zur Erkenntnis kam, daß



»Acting-out«-Verhalten oder alloplastisches Agieren offenbar eher eine männliche Möglichkeit zur Lösung innerer und äußerer Konflikte zu sein scheint, während Frauen eher zu autoplastischen, also nach innen gerichteten Konfliktlösungen neigen und primär subjektiv leiden.

Jungen wenden die Aggression also stärker nach außen, Mädchen wenden sie gegen sich selbst. Oder um es in einem Bild auszudrücken: Mädchen machen häufiger den eigenen Körper zum Kampfplatz, Jungen den Schulhof.

Wie sehr das Ausagieren und das Wenden von Aggressionen nach außen zur Abfuhr von intrapsychischen Spannungen führen kann, zeigt die folgende empirische Untersuchung: In Nordirland kam es in den ersten zwei Jahren nach Ausbruch der politischen Unruhen, 1970, zu einem merklichen Rückgang der bei Männern registrierten Rate der depressiven Störungen. Ebenso fiel die Selbstmordrate der Männer um 50% (Lyon, 1972).

Ergänzen möchte ich die bislang erwähnten Geschlechtsunterschiede durch einige eigene empirische Untersuchungen, die das bislang gesagte unterstreichen sollen:

In meiner inhaltsanalytischen Untersuchung von Kinderträumen kam ich zu folgenden Ergebnissen: Jungen träumen von mehr Bewegungen, von mehr Abenteuern und mehr Größenphantasien. Sie haben häufiger philobatische Traumbilder mit Ängsten vor dem Objekt und narzißtischem Rückzug. Mädchen träumen häufiger von Beziehungen und von der Angst, die Beziehungen zu verlieren. Die Traumbilder sind häufiger oknophil anklammernd oder unverhüllt depressiv (Hopf, 1992).

Mit meinen sprachinhaltsanalytischen Untersuchungen kam ich zu dem Ergebnis, daß Jungen bis etwa 12 Jahren signifikant häufiger offen aggressiv träumen als Mädchen. In den unteren sozialen Schichten sind die Aggressionsscores noch höher (Hopf und Tschuschke, 1993).

Die Aggressivität steigt in den Träumen der Mädchen bis zur Pubertät stetig an. Gleichzeitig wachsen aber auch die ängstlichen Affekte an, insbesondere die Todesangst (Hopf und Tschuschke, 1993).

Mit einer Untersuchung von Sprachproben kam ich zu folgendem Ergebnis: Männliche Konsumenten von Filmen mit extrem gewalttätigen Inhalten haben eine aggressivere Sprache als jene, die dies nur selten tun. Bei Mädchen konnte ich diese Unterschiede nicht feststellen, zumal die Anzahl der Konsumentinnen von Filmen mit aggressiven Inhalten verschwindend gering ist (Weiß und Hopf, 1991).

Woher rühren diese Unterschiede? Ich werde im folgenden auf einige Theorien zur Entstehung der Geschlechtsunterschiede zu sprechen kommen. Dies muß in diesem Rahmen sehr verkürzt und sicherlich unvollständig geschehen.

Das Geschlecht des Kindes, die individuelle Konstitution und seine Reaktionen lösen ganz bestimmte Phantasien und Handlungsbereitschaften bei beiden Eltern aus. Doch nicht alles ist Sozialisation, es existieren bestimmte von

Geburt an vorhandene Geschlechtsunterschiede. So reagieren beispielsweise Mädchen empfindlicher auf Geschmack und Berührung. Mütter finden bald heraus, daß sich Mädchen auf orale Weise gut beruhigen lassen, während Jungen stärker auf Gewiegwerden ansprechen (vgl. Mertens, 1992, S. 63f.). Aus kleinen Unterschieden werden große, indem sie das geschlechtstypische Handeln der Eltern beeinflussen. Jungen bewegen sich früher von den Eltern weg, die körperlichen Aktionen werden viel stärker narzißtisch bestätigt. Sie beantworten innere Unruhe bald mit motorischer Unruhe und Getriebenheit: Das Symptombild der Depression bei Kindern unterscheidet sich darum sehr stark zwischen Jungen und Mädchen. Depressionen kommen bei Jungen nicht etwa seltener vor, die depressiven Affekte werden nur häufiger von einem lärmenden aggressiven Agieren zugedeckt, was dann nicht als Depression erkannt wird.

Ulrike Schmauch (1987) hat Kinder in einer Krabbelgruppe beobachtet und kam zu ähnlichen Ergebnissen: »Die Mädchen wurden im Laufe ihrer Entwicklung »mädchenhafter«, in den offenen Äußerungen ihrer Aggression gehemmt, häufig depressiv ängstlich, und die Jungen »jungenhafter«, nämlich oft aggressiv und grandios agierend.«

Von schicksalshafter Bedeutung für die Entstehung der Geschlechtsunterschiede ist für einige Autorinnen wie Greenglass, Chodorow, Olivier die Tatsache, daß unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen die erste Bezugsperson für alle Kinder ausschließlich eine Frau ist, die Väter abwesend oder emotional nicht erlebbar sind. Gerade diese scheinbar selbstverständliche Notwendigkeit, daß Frauen nicht nur die Kinder gebären, sondern auch ausschließlich versorgen, wird zunehmend kritisch hinterfragt. Aus zeitlichen Gründen kann an dieser Stelle nicht darauf eingegangen werden (vgl. Hopf, 1992).

Ehemals wurden die Geschlechtsunterschiede in der oralen und analen Phase kaum beachtet, dies hat sich in den vergangenen Jahren entscheidend verändert (vgl. Mertens). So ist es eine Tatsache, daß kleine Mädchen in unserer Gesellschaft früher und rigider als kleine Jungen zur Reinlichkeit und Ordentlichkeit erzogen werden. Sie erleben die Mütter darum auch als kontrollierender und eindringender. Wie sich die Mütter aufgrund eines eigenen strengen Über-Ichs selbst antreiben und überfordern, tun sie dies auch mit ihren Töchtern. Dies wird dazu führen, daß Aggressionen unterdrückt und gegen das eigene Selbst gerichtet werden. Das Bedürfnis, die Mutter zu kontrollieren, wird in einen Selbstkontrollmechanismus umgeformt (Mertens, S. 94). Das Mädchen entwickelt dann ein strengeres, aber auch gefestigtes Über-Ich und kann mit Frustrationen und Entbehrungen besser umgehen (S. 95). Die Verselbständigung ist wiederum komplizierter und löst mehr Schuld aus.

Doch wohin mit den unterdrückten anal-sadistischen Impulsen?

Mertens (1992) formuliert hierzu eindeutig: »Nur wenn es dem Mädchen ge-



lingt, seine anal-sadistischen Triebkomponenten statt gegen das eigene Selbst auf die Außenwelt, vor allem auf die Mutter, zu richten, ohne dabei Angst vor Liebesverlust empfinden zu müssen, kann es eine Art von Bewältigungs- und Bemeisterungskompetenz lernen.« (S.97)

In seinem lesenswerten Buch *Eisenhans* beschreibt Robert Bly die haßerfüllten Mitglieder von Straßengangs. Er meint, daß die Mitglieder dieser Gangs verzweifelt versuchen würden, Mut, Loyalität und Disziplin voneinander zu lernen, weil sie keine Kontakte zu ihren Vätern und auch zu keinen älteren Männern haben. Evelyn Heinemann hat in Jamaica die gleiche Feststellung gemacht: Jamaica ist eine Kultur mit extremen Formen männlicher Gewaltkriminalität. Die Killer, welche die Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzen, sind meist Jugendliche und Männer aus den Frauenhaushalten der Slums: »Ohne Vater aufgewachsen, wie es dort die übliche Sozialisationsbedingung ist, entwickeln sie illusionäre Phantasien männlicher Größe und Potenz.« (Heinemann, E. et al., 1992, S.88)

Bekanntlich regt die Anwesenheit des Vaters als eines Dritten Trennung und Loslösung von der Mutter an. Mit der Beziehung des Vaters zur Mutter identifiziert sich der Junge in Richtung einer männlichen Kern- und Geschlechtsidentität. Inzwischen ist man der Ansicht, daß die väterlichen triangulierenden Einflüsse viel früher wirken als, wie bislang angenommen, in der Wiederannäherungsphase (vgl. Mertens, 1992, S.78).

Um eine männliche Identität zu erlangen, muß sich der Junge viel radikaler von der Mutter lösen, als das Mädchen. Steht der Vater nicht zur Verfügung, wie in den genannten Beispielen, kommt es zu schweren narzißtischen Beeinträchtigungen und entsprechenden aggressiven Externalisierungen. Denn ein abwesender oder emotional schwacher Vater läßt seinen Sohn im gefährlichen Einflußbereich der Mutter, von der sich der Junge loszulösen versucht. Um nicht wieder zum regressiven Kleinkind zu werden und nicht von der Mutter verschlungen, ist oft eine hyperphallische Haltung das Ergebnis, wie im von mir geschilderten Fall Achim (vgl. Mertens, 1992, S.150).

### *Kleiner Nachtrag: Konsequenzen für die analytischen Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeuten*

In unserer Stuttgarter Untersuchung zur Dauer von analytischen Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapien kamen wir zu folgendem Ergebnis, was die Verteilung der Geschlechter angeht: 77% von den untersuchten Therapien bis 12 Jahre waren mit Jungen, also lediglich 23% waren mit Mädchen. Bei Jugendlichen war das Verhältnis dann 50 zu 50. Ich selbst hatte in den vergangenen 22 Jahren, in denen ich Psychotherapie bei Kindern und Jugendlichen durchführe, 72% Jungen bis 12 Jahre und 28% Mädchen in Langzeittherapie. Bei den über 12 Jahre alten waren es – wohl aufgrund der

Tatsache, daß ich ein Mann bin – 62% männliche Jugendliche und 38% weibliche.

Dies Ergebnis ist nicht unbekannt, das Verhältnis der Geschlechter ist auch bei den Klienten an den psychologischen Beratungsstellen so ähnlich.

Woher rührt dieses Ergebnis? Sind Mädchen weniger psychisch krank? Halten sie mehr aus, haben sie eine bessere Frustrationstoleranz? Das auch.

Ich denke aber nicht, daß sie weniger psychisch krank sind. Ihre Symptome sind jedoch, wie wir vorher gesehen haben, weniger lärmend und stärker nach innen gewandt. Darum bringen sie weniger Sand ins soziale Getriebe, und es gibt vermeintlich wenig Grund, sich mit ihnen zu befassen.

In der Adoleszenz gleicht sich das Verhältnis aus. Wir bekommen mit einem Mal schwerste Störungen, psychosomatische Krankheiten, Eßstörungen, Depressionen in unseren Praxen vorgestellt. Und diese psychischen Erkrankungen haben eine stumme Vorgeschichte, die jedoch in den meisten Fällen nicht rechtzeitig erkannt wurde.

Ich fürchte, dies ist ein schweres Versäumnis. Jungen kommen recht früh in Behandlung, weil ihre Symptome ausagierend und sozial störend sind, überwiegend im aggressiven und narzißtischen Bereich. Wie der schreiende Säugling lösen sie nicht nur unseren Ärger und unsere Wut, sondern auch unsere Zuwendung aus, und wir beschäftigen uns mit ihnen. Auch wenn uns das ständig an unsere Grenzen bringt. Mädchen werden jedoch gerne übersehen, ja man ist letztendlich froh über das ängstliche oder aggressionsgehemmte depressive Mädchen, das sich den Verhältnissen anpaßt und nicht auch noch Ärger macht.

Darum denke ich, daß wir analytischen Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeuten und -Psychotherapeutinnen aufgerufen sind, zur Früherkennung von psychischen Erkrankungen bei Mädchen beizutragen, in der Beratung, durch Vorträge, Supervision und in Balint-Gruppen.

### *Literatur*

Freud, Anna (1972): »Bemerkungen zur Aggression.« in: *Die Schriften der Anna Freud*, Band X, Kindler Verlag, 1980

Freud, Sigmund (1905d): *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, Studienausgabe Bd. 5, S. 27, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1972

ders. (1915c): *Trieb- und Triebchicksale*, Studienausgabe Bd. 3, S. 75, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1975

ders. (1920g): *Jenseits des Lustprinzips*, Studienausgabe Bd. 3, S. 213, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1975

ders. (1923b): *Das Ich und das Es*, Studienausgabe Bd. 3, S. 273, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1975

ders. (1930a): *Das Unbehagen in der Kultur*, Studienausgabe Bd. 9, S. 191, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1974

AKJP, Heft 89, XXVII. Jg., 1/1996



- Fromm, Erich (1974): *Anatomie der menschlichen Destruktivität*, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart
- Fromm, Erich (1975): »Rache des ungelebten Lebens.« in: *Der Spiegel*, 9/75, S.122
- Gay, Peter (1989): *Freud. Eine Biographie für unsere Zeit*, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main
- Grosskurth, Phyllis (1993): *Melanie Klein, Ihre Welt und ihr Werk*, Verlag Internationale Psychoanalyse
- Hartmann, Heinz (1955): »Bemerkungen zur Theorie der Sublimierung.« in: *Ich-Psychologie. Studien zur psychoanalytischen Theorie*, Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1972
- Heinemann, E./Rauchfleisch, U./Grüttner, T. (1992): *Gewalttätige Kinder*. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main
- Hinshelwood, Robert D. (1993): *Wörterbuch der kleinianischen Psychoanalyse*, Verlag Internationale Psychoanalyse
- Hopf, Hans H. (1992): »Geschlechtsunterschiede in Träumen.« in: *Prax. d. Kinderpsychol. Kinderpsychiat.* 41: 176-184
- Hopf, Hans H./Tschuschke, V. (1993): »Affekte in Träumen von Kindern und Jugendlichen.« in: *Zsch. psychosom. Med.* 39, 160-173
- Jacobson, Edith (1973): *Das Selbst und die Welt der Objekte*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1972
- Klein, Melanie (1932): *Die Psychoanalyse des Kindes*, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1987
- Kohut, Heinz (1973): »Überlegungen zum Narzißmus und zur narzißtischen Wut.« in: *Psyche* 6/73, 513-554
- Kohut, Heinz (1987): *Wie heilt die Psychoanalyse?* Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main
- Lehmkuhl, Gerd und Ulrike (1994): »Aggressionstrieb und Zärtlichkeitsbedürfnis.« in: *Aggression am Ende des Jahrhunderts, Psychoanalytische Blätter Band 1*, Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen/Zürich
- Lichtenberg, Joseph D. (1990): »Klinische Relevanz der Säuglingsbeobachtung für die Behandlung von narzißtischen und Borderline-Störungen.« in: *Psyche* 44, 871-901
- Limentani, Adam (1990): »Aggression, Sexualität und Todestrieb.« in: *Jahrbuch der Psychoanalyse*, Band 26, frommann-holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 1990
- Lyon, Alec (1972), in: Asbell, B. und Wynn, K. (1993): *Du bist durchschaut*, Ernst Kabel Verlag Hamburg
- Mahler, Margaret (1972): *Symbiose und Individuation*, Ernst Klett Verlag Stuttgart
- Mertens, W. (1992): *Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität*, Band 1, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart/Berlin/Köln
- Nagera, Humberto (1974): *Psychoanalytische Grundbegriffe, Eine Einführung in Sigmund Freuds Terminologie und Theoriebildung*, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main
- Parens, Henri (1992): »Die Entwicklung der Aggression in der frühen Kindheit (übersetzt von Barbara Friedrich).« in: *Beiträge zur analytischen Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie*, Heft 76, 90-113
- Parens, Henri (1993): »Neuformulierungen der psychoanalytischen Aggressionstheorie und Folgerungen für die klinische Situation.« in: *Forum Psychoanal* (1993) 9:

107-121

- Rauchfleisch, Udo (1981): *Dissozial*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
- Rauchfleisch, Udo (1982): »Ambulante Therapie mit Delinquenten.« in: *Psyche* 4/82, 307-326
- Rauchfleisch, Udo (1992): *Allgegenwart von Gewalt*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen
- Schepank, Heinz: (1987) *Psychogene Erkrankungen der Stadtbevölkerung*, Springer-Verlag, Berlin/Heidelberg
- Schmauch, Ulrike (1987): *Anatomie und Schicksal*, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main
- Thomä, H./Kächele, H. (1985): *Lehrbuch der psychoanalytischen Theorie*, Springer Verlag, Berlin/Heidelberg/New York
- Weiß, R./Hopf, Hans H. (1991): *Konsum von Gewaltvideos bei Kindern und Jugendlichen: Wirkungsmodell, Angst, Aggressivität und Veränderung im Sozialverhalten*, Vortrag auf der 33. Tagung experimentell arbeitender Psychologen in Gießen
- Winnicott, D.W. (1964): »Wurzeln der Aggression.« in: *Aggression*, Klett-Cotta, Stuttgart 1992
- Winnicott, D.W. (1973): *Vom Spiel zur Kreativität*, Ernst Klett Verlag Stuttgart

### Summary

The author gives an outline of the historic development of aggression in psychoanalysis, and the different expressions of aggression in the phases of libidinal development. Some theories of aggression (Freud, Klein, Hartmann, Fromm, Kohut, Winnicott, Parens) are described. One unified or general theory of aggression doesn't exist, not even within psychoanalysis. Freud's concept of aggression which is based on an inborn death instinct, has always been looked upon with mixed feelings. A large group of psychoanalysts refuses the existence of an inborn death instinct, Kleinians excluded, moreover, the imagination of aggression as inborn drive is rejected. Infant research (Parens, Lichtenberg) assumes that destructive aggressivity is rather reactive than primary/inborn. A case-study shows how the attempt to regain psychic balance can cause destructive aggression; technical aspects of dealing with destructive patients are mentioned. The author ends with emphasizing the differences between the sexes in the development of aggressive and destructive inclinations.

*Dr. Hans Hopf, Seebachweg 14, D-74395 Mundelsheim*

